

Thomas Ernst (2004):

UND DIE WAHRHEIT STARB IM FUSSNOTEN-MASSAKER Zur Sprache der Wissenschaft im Zeitalter ihrer Delegitimation

Ich¹ denke,² besser³ ist⁴ schweigen.⁵

¹ ICH

möchte mit einer Anekdote von Eckhard Henscheid beginnen, der Folgendes berichtet: „Um die verzweifelte Stimmung, welche die ‚Frankfurter Schule‘ um das Jahr 1933 herum befallen hatte, etwas aufzulockern, veranstaltete Max Horkheimer eines schönen Tages einen kleinen Wettstreit. Derjenige sollte Sieger und der beste Kritische Theoretiker sein, der das Reflexivum ‚sich‘ am weitesten postponieren (nachstellen) konnte. ‚Das hört *sich* gut an!‘ rief Erich Fromm und schied sofort aus. ‚Jetzt wird *sich* mal zeigen‘, schrie begeistert Herbert Marcuse, ‚wer was drauf hat im Kopf!‘ - und natürlich sah damit auch Marcuse kein Land. Etwas geschickter stellte sich Walter (...) Benjamin an, der mit einem ‚Der Marxismus muss mit dem Judentum *sich* verbrüdern!‘ zum Erfolg zu kommen hoffte. Habermas hatte offensichtlich die Regel missverstanden oder was, jedenfalls schied er mit seinem Beitrag ‚*Sich* denken, bringt wahre Selbstreflexion des Geistes‘ aus, und auch Pollock brachte es mit einem ‚Gott ist an *sich* im Himmel‘ nicht recht weit, ja er wurde sogar mit Schulverweis bedroht (...) – jedenfalls legte nun lächelnd Max Horkheimer mit dem Satz ‚Die Judenfrage erweist in der Tat als Wendepunkt *sich* der Geschichte‘ einen echten Hammer vor, indessen –

- nicht zu glauben, dass auch dies noch übertroffen werden konnte: Sieger wurde und sein Meisterstück machte nämlich Adorno mit dem seither geflügelten Satz: ‚Das unpersönliche Reflexivum erweist in der Tat noch zu Zeiten der Ohnmacht wie der Barbarei als Kulmination und integrales Kriterium Kritischer Theorie *sich*.‘

Selten ein schönerer, ein rührenderer Anblick als der, da Max Horkheimer mit den Worten ‚Brav, sehr brav‘ dem Jüngeren über den schon haarlosen Kopf strich und ihm als Siegestrophäe Fritzi Massary überreichte.“

Einige Betrachtungen ließen sich aus dieser Anekdote ableiten, zum Beispiel jene über die patriarchalen Strukturen des Wissenschaftsbetriebs, über Nutzen und Versagen der Kritischen Theorie oder über das akademische Leben in Frankfurt am Main. Mir geht es jedoch um einen anderen Aspekt der Anekdote: Die Verwendung der Sprache in der Wissenschaft – das heißt

Die 5 goldenen Regeln für einen gelungenen Aufsatz:

Regel 1: Zeige, dass Du lustige Zitate aus Literatur und Philosophie kennst!

Eckhard Henscheid: *Wie Max Horkheimer einmal sogar Adorno hereinlegte. Anekdoten über Fußball, kritische Theorie, Hegel und Schach.* München: Heyne, 1995. S. 55-57.

Foto Marx-Spruch aus der Humboldt-Uni

Immer öfter Realität an deutschen Hochschulen:

„Allein im Haus. Vorsichtig Bällchen in alle Zimmer geworfen. Keine Reaktion. – Hastig betrunken, übergeben (5 x).“

Eugen Egner: *Aus dem Tagebuch eines Trinkers. Das letzte Jahr.* Zürich: Haffmanns, 1999. Eintrag zum 4.4.

Vgl. bitte dringend: Benedict, Christoph: *Sekundärzwecke im Vergabeverfahren.* Berlin u.a.: Springer, 2000. S. 77-80. Der Autor schafft es, in einem Satz schlappe zwölf Fußnoten zu setzen. Auf den vier Seiten, über die sich der Satz erstreckt, gibt es entsprechend sechzehn Zeilen Haupttext und 151 Zeilen

Verwendung der Sprache in der Wissenschaft – das heißt in wissenschaftlichen Texten, im wissenschaftlichen Betrieb. Denn noch immer verbreiten sich wissenschaftliche Erkenntnisse über das Medium der Sprache. Deshalb wurden verschiedene Regelsysteme bzw. „Sprachspiele“ entwickelt, an deren williger Erfüllung geeigneter Nachwuchs ausgelesen wird.

Die Sprache der Wissenschaft betrifft somit uns alle – mich jedoch im besonderen: Im Rahmen meiner Dissertation über *Subversive Konzepte in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* wird immer wieder von meinen GesprächspartnerInnen behauptet, dass ich auch die Wissenschaftssprache entsprechend subvertieren müsse, sonst könne ich meinem Thema gar nicht gerecht werden. Dass sie dies bräuchte, steht außer Frage: Mein Duden-Taschenbuch *Wie verfasst man wissenschaftliche Arbeiten?* könnte auch betitelt sein *Leitfaden Gedankensterilisation*; von einem wissenschaftlichen Assistenten erhielt ich anlässlich meiner experimentellen Schreibversuche den Rat, doch einfach zwei Arbeiten zu schreiben: Eine gewöhnliche Dissertation, die für den Betrieb akzeptabel sei, und zusätzlich das Buch, das eigentlich geschrieben werden müsste und auch sprachlich subversiv sei, er werde dann mit Freude das zweite lesen – allen WissenschaftlerInnen sind sicherlich ähnliche Beispiele aus ihren jeweiligen Fachbereichen bekannt.

Meine Rolle ist eine ambivalente: Als Literaturwissenschaftler und Autor ist es meine Hauptaufgabe, die Sprache und ihre Nutzung zu reflektieren, zu beschreiben und zu kritisieren. Gleichzeitig bleibt diese Tätigkeit, wie jede andere, hohl, wenn sie nicht zugleich radikale Selbstkritik einschließt und sich in ein Verhältnis zum gesellschaftlichen Ganzen wie zu Geschichte und Politik stellt. Ich bekam eine meiner ersten wissenschaftlichen Arbeiten von Herrn Prof. Dr. Ulrich Schmitz zurück mit der lapidaren seitlichen Anmerkung: „Ausmerzen“ ist ein Naziwort.“ Dass andere Wendungen wie „Jedem das Seine“ in mitunter kritisch gemeinte Texte oder Diskussionsbeiträge hineinrutschen, oder der Umgang der Böckler-Stiftung mit ihren Promotionskollegs von StipendiatInnen als „Sonderbehandlung“ bezeichnet wird, sind weitere Beispiele für die große Differenz zwischen Theorie und Praxis, guter Idee und schlechter Realisierung – die eben auch aus fehlender Sprachreflexion resultiert.

Wie die HandwerkerInnen sich um die Wartung ihrer Werkzeuge kümmern müssen, ist auch wissenschaftliches Arbeiten ohne eine Reflexion der eigenen Sprache nicht möglich. Dass dies nicht nur ein

Fußnoten. Hut ab!

Seit ich nämlich vor neun Jahren mit dem Verfassen wissenschaftlicher Texte anfang, musste ich schwere Irrtümer in dem erkennen, was ich in jenen ersten Texten niedergelegt hatte.

Fotos der beiden Buchcover der beiden Leitfäden zur Wissenschaftssprache

Wie wird das wohl in neun weiteren Jahren sein?

Foto 1: sonnendurchfluteter Wald bei Buchenwald

Foto 2: Gedenk-Block-Stein auf dem schneebedeckten Arreal der Gedenkstätte Buchenwald

Foto 3: Einganstor zum ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald mit der schmiedeeisernen Aufschrift „Jedem das Seine“.

Vgl. Fußnote 3.

<p>Privileg der Sprach- und Literaturwissenschaften ist, die sich ohnehin momentan in Selbstreflexions- und Auflösungsbewegungen befinden und daher solche Selbststrettingsversuche spielerisch betreiben, sollte deutlich sein. Wie aber nun wissenschaftlich Schreiben im Jahre 2003? Wie wäre denn unserer wissenschaftlichen Aufgabe, ein Fußnotenmassaker nach dem nächsten anzurichten, zu entkommen?</p>	<p>„Ist das noch C4-fähig?“</p>
<p>² DENKEN</p> <p>in wissenschaftlichem Sinne ist ohne Theoriekenntnisse nicht möglich. Daher nun eine viel zu kurze Geschichte der Sprach- und Wissenschaftstheorien seit 1900:</p> <p>I</p> <p>„(...) die Sprache bringt das Seiende als ein Seiendes allererst ins Offene. Wo keine Sprache west, wie im Sein von Stein, Pflanze und Tier, da ist auch keine Offenheit des Seienden und demzufolge auch keine solche des Nichtseienden und des Leeren.“ Martin Heideggers Versuch zur Begründung einer neuen Metaphysik. Begriffsfolklore ohne jede Idee von Politik und Macht. Oh heiliger Jargon der Eigentlichkeit: „Dichter sein in dürftiger Zeit heißt: singend auf die Spur der entflohenen Götter achten. Darum sagt der Dichter zur Zeit der Weltnacht das Heilige.“ Dichter sein in dürftiger Zeit kann auch heißen: Viel Wein zur Nacht.</p> <p>II</p> <p>„Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.“ So apodiktisch Ludwig Wittgenstein, Mitbegründer der Analytischen Philosophie, die wissenschaftliche Probleme durch eine Präzisierung der Wissenschaftssprache zu lösen versuchte. Linguistic turn, Der Wiener Kreis, Rudolf Carnap, Moritz Schlick, Bertrand Russell. Mit der Sprache kann gerechnet werden. Die Sinnlosigkeit von Sätzen kann bewiesen werden. Kritik der Metaphysik.</p> <p>III</p> <p>„(...) das vorgegebene Universum der Sprache trägt durchweg die Male spezifischer Arten von Herrschaft, Organisation und Manipulation, denen die Mitglieder einer Gesellschaft unterworfen sind. (...) Wenn Philosophie mehr als ein Beruf ist, dann zeigt sie die Gründe auf, die die Sprache zu einem verstümmelten und trügerischen Universum machen.“ Herbert Marcuse, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: Kritische Theorie, die sich gegen die traditionelle Theorie stellt. Die Traditionellen</p>	<p>Regel 2: Zeige, dass du komplexe Theorien auf das Wesentliche reduzieren kannst.</p> <p>Martin Heidegger: <i>Der Ursprung des Kunstwerks</i>. S. 6. In: Ders.: Holzwege. Frankfurt/M.: Klostermann, 1950. 7. Aufl. 1994. S. 1-74.</p> <p>Heidegger: <i>Wozu Dichter?</i> S. 272. In: Ders.: Holzwege. Frankfurt/M.: Klostermann, 1950. 7. Aufl. 1994. S. 269-320.</p> <p>Ludwig Wittgenstein: <i>Tractatus logico-philosophicus</i>. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1984. S. 9.</p> <p>Vgl. auch Ernst, Thomas: <i>Die Kunst des Selbstzitats zur Verweigerung stringenter Argumentation</i>. In: Ders.: Schön, dass Sie diesen Text lesen. Hätte auch anders kommen können. Danke: Sehr, 2004.</p> <p>Marcuse, Herbert: <i>Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft</i>. Neuwied/Berlin: Luchterhand, 1964. S. 207/209.</p> <p>„Darf der einfach Adorno und Marcuse in einen Topf“</p>

beschreiben bloß und verdoppeln damit Welt; die Kritischen sehen den Nutzen von Wissenschaft und Sprache darin, zugleich über das Gegenwärtige, Bestehende hinauszugelangen: Aus dem Verblendungszusammenhang treten; das Nichtidentische finden; dem eindimensionalen Menschen neue Facetten ermöglichen.

IV

„Wen kümmert’s, wer spricht?“; „(...) stirbt der Autor, beginnt die Schrift“; das „Grabmal des Intellektuellen“: Michel Foucault, Roland Barthes und Jean-Francois Lyotard, der Poststrukturalismus. Die Verschiebung des Sinns, die Verschiebung der Mitte. Die Differenz. Das Zerschneiden der großen Erzählungen, der Verlust sprachlicher Ordnungen und Regelsysteme. Dekonstruktion. Der Kampf gegen die Figur ‚Autor‘, gegen die Interpretation, gegen den in der Schrift aufzufindenden Sinn.

V

„Ein Verlust der Geschlechter-Normen hätte den Effekt, die Geschlechter-Konfigurationen zu vervielfältigen, die substantivische Identität zu destabilisieren und die naturalisierten Erzählungen der Zwangsheterosexualität ihrer zentralen Protagonisten: ‚Mann‘ und ‚Frau‘ zu berauben.“ Judith Butler, Gender Studies. Die Begriffe destabilisieren, Binaritäten in Verwirrung bringen. Hélène Cixous und das Konstrukt einer écriture féminine. Luce Irigaray, Julia Kristeva. Auch postkoloniale Theorie. Gayatri Chakravorty Spivak, Homi Bhabha. Nationale Identitäten, Hautfarben, dekonstruiert. Theorie der Whiteness. Die Schrift als Manifestation machtvoller Diskurse gehört entmachtet.

VI

„Scharlatanerie“ nennen dies Alan Sokal und Jean Bricmont. Wo inflationär der Sinn von Sätzen nurmehr dazu dient, den Sinn aus Sätzen zu vertreiben, bleibt eine Gegenbewegung nicht aus. Sokal hatte in der renommierten Zeitung *Social Text* den Nonsens-Aufsatz *Die Grenzen überschreiten: Auf dem Weg zu einer transformativen Hermeneutik der Quantengravitation* veröffentlichen können. Wissenschaftstext-Fakes erfreuen sich seither großer Beliebtheit. Die Kommunikationsguerilla sucht den Elfenbeinturm heim, produziert Querschläger im allgemeinen Fußnotenmassaker.

³ **BESSERE**

schmeißen?“

Indien-Foto 1: Kanak Dining Hall

Michel Foucault: *Was ist ein Autor?* S. 198. In: Fotis Jannidis u.a. (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart: Reclam, 2000. S. 198-232.

Roland Barthes: *Der Tod des Autors*. S. 185. In: Ebd., S. 185-197.

Jean-François Lyotard: *Grabmal des Intellektuellen*. Graz ; Wien : Böhlau, 1985.

Darf der einfach
Foucault, Barthes und
Lyotard in sechs Sätzen
zusammenhacken?

Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. *Gender Studies*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1991. S. 215

Indische Zeltlager

Alan Sokal/Jean Bricmont: *Eleganter Unsinn – Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaft missbrauchten*. München, 1999.

Wortkombinationsgrafik

„Ist das noch C3-fähig?“

Regel 3: Zeige, dass du diffizile Theorien

Konzepte sind schwer zu realisieren. Wir haben gelernt, dass der Marsch durch die Institutionen zur Reise in den Arsch der Institutionen mutiert. Solange die Strukturen der Hochschulen einen ähnlichen Druck ausüben wie gegenwärtig, lassen sich die Machtverhältnisse nur wenig verschieben.

Wer sich der Brutalität und den Machtstrukturen des Wissenschaftsbetriebs in seiner Arbeit weitestmöglich verweigern will, kann dies kaum anders, als sich auch den Schreibweisen, den verpflichteten Einleitung-Hauptteil-Schluss-/Erstens-Zweitens-Drittens-Texten zu verweigern. Denn im Gegensatz zu Computern und Laboren ist Sprache ein Gut, das fast allen zur Verfügung steht. Doch nicht alle wollen Teil einer Jugendbewegung sein oder kommen, um sich zu beschweren. Nicht alle werden sich der Camouflage, der Collage, dem Fake (ein Wort, das nicht mal der *Fremdsprachen-Duden* kennt), der subversiven Affirmation, der Überidentifizierung oder Verfremdung bedienen, um als Teil der Kommunikationsguerilla die kulturelle Grammatik unserer jeweils üblichen Wissenschaftssprachen in Trouble zu bringen. Nicht allen ist das Interesse gegeben, als Teil des Luther-Blissett-Projekts diesen multiplen Namen zu nutzen für gefakte Aufsätze, die Lehrmeinungen unterminieren. Und ich käme natürlich auch nicht auf die Idee, in unserer schönen wissenschaftlichen Anthologie ein solches Vorgehen zu lobpreisen. Wir glauben schließlich an das Survival of the Fittest, um irgendwann führende Stellungen im Uni-Betrieb zu erreichen. Und damit später unsere Bankkonten noch besser ausgleichen zu können. Daher nun zu etwas ganz anderem.

Vor knapp 50 Jahren schrieb Adorno seinen Essay *Der Essay als Form*, der ein Thema dieses Vortragsessays sein soll. Darin favorisiert er den Essay, den sprachlichen Versuch, die differenzierte Arbeit am Gedanken, als wissenschaftliches Ideal, denn „Im Verhältnis zur wissenschaftlichen Prozedur (...) zieht der Essay (...) die volle Konsequenz aus der Kritik am System.“ Der Wissenschaftsbetrieb als Teil dieses System müht sich um die Reduktion der Gedanken auf scheinbar logische Modelle – im Gegensatz dazu „schüttelt der Essay die Illusion einer einfachen, im Grunde selber logischen Welt ab, die zur Verteidigung des bloß Seienden so gut sich schickt.“ Der Essay „denkt in Brüchen, so wie die Realität brüchig ist, und findet seine Einheit durch die Brüche hindurch, nicht indem er sie glättet. (...) Diskontinuität ist dem Essay wesentlich (...)“ Fehl geht a priori jeder Wissenschaftler, der glaubt, er habe den „Stein der Weisen in den Händen.“ Demgegenüber „ist das innerste Formgesetz des Essays die Ketzerei. An der Sache wird

adäquat referieren
kannst!

Hauptgebäude der Uni
Bielefeld von außen

„Glaubt ihm kein Wort!
Er ist ein intellektueller
Hochstapler!“

Cover des „Handbuch der
Kommunikationsguerilla“

„Geh doch nach drüben!“

Adorno: *Der Essay als Form*. S. 16. In: Ders.: *Noten zur Literatur*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, . S.

Ebd., S. 23.

Wieder Teddy: *Förmchen*, S. 25.

Jetzt hab ich keine Lust mehr. Die weiteren Zitate sind von den Seiten 27, 33, 32 und 27.

<p>durch Verstoß gegen die Orthodoxie des Gedankens sichtbar, was unsichtbar zu halten insgeheim deren objektiven Zweck ausmacht.“ Der Essay jedoch, und hier scheint Adornos Beobachtung aus den 50ern auch heute noch aktuell, „wird zerrieben zwischen einer organisierten Wissenschaft, in der sich alle anmaßen, alle und alles zu kontrollieren, und die, was nicht auf den Consens zugeschnitten ist, mit dem scheinheiligen Lob des Intuitiven oder Anregenden aussperrt; und einer Philosophie, die mit dem leeren und abstrakten Rest dessen vorlieb nimmt, was der Wissenschaftsbetrieb noch nicht besetzte und was ihr eben dadurch Objekt von Betriebsamkeit zweiten Grades wird.“ Somit bleibt der Essay „die kritische Form par excellence“, eine sprachliche Form der „Ideologiekritik.“ Wie aber sprachliche Versuche produzieren in heutiger Zeit?</p>	<p>„Schief genau 1½ Stunden. Um 6 Cocktail mit der grauslichen BB. AB nicht zu Nacht. Place Pigalle, nette völlig bürgerliche junge Dirne, etwas schlechtes Gewissen. Um 11 im Bett.“ Theodor W. Adorno: <i>Tagebuch der großen Reise, Oktober 1949. Aufzeichnungen bei der Rückkehr aus dem Exil.</i> S. 104. In: Rolf Tiedemann (Hg.): <i>Frankfurter Adorno Blätter VIII.</i> text + kritik, 2003.</p> <p><i>„Ist das noch C2-fähig?“</i></p>
<p>⁴ IST</p> <p>denn heute wissenschaftliches Schreiben im Sinne der von uns erlernten Regeln überhaupt noch möglich? Es steht ohnehin stark in Frage, ob sich zukünftig die Gattung der sog. ‚wissenschaftlichen Texte‘ noch legitimieren kann. Mit dem Aufkommen der neuen Kommunikationstechniken – Internet und Mails, Handys und SMS – sowie dem Pop- und Postmoderne-Impuls, der seit etwa 1968 alle Bereiche unserer Gesellschaft mehr und mehr durchdringt, steht grundsätzlich in Frage, wie der Glaube an die Wahrheit oder Echtheit eines Satzes noch gewährleistet werden kann. Er kann es nicht mehr. Selbst das behäbige Schreibsystem der Wissenschaft erlaubt heute das Zitieren von Webseiten in Aufsätzen, unter Angabe des Zugriffsdatums. Nun, unter www.uni-bad-oeynhausen.de/FB2/kralewski.html (20.5.1999) fand ich vor vier Jahren den Satz „Ausrufezeichen sind nicht wissenschaftlich.“ Quod erat demonstrandum. Und ewig bremst der Fußnotenapparat? Bremse gelöst – aber wohin geht die Fahrt? Einerseits zur Reanimation wissenschaftlicher Legitimation aus dem Geiste des Geldes: Die Politik kauft sich als Expertenkommissionen getarnte Männerbünde, die dann ex cathedra Konzepte verkünden, die weder etwas verändern noch überhaupt wirklich realisiert werden – Hartz und Rürup als Feigenblätter für Unansehnlichstes. Bei konsequenter Weiterführung der aktuellen Hochschulentwicklung werden sich Unternehmen und Politik bald die gewünschten Schlagwort-Sätze direkt kaufen können, wie AutorInnen die Werbetexte bekannter Showstars für ihre Buchrückseiten. Diese Studie wurde freundlich unterstützt von der Deutschen Bank sagt ja</p>	<p>Regel 4: Zeige, dass du dich klasse in deinem Fachgebiet auskennst!</p> <p>Kleine Anekdote zur gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft: „Die Bundesliga-Mannschaft des 1. FC Köln bekommt schon seit Wochen Hilfe von draußen. Es ist ein Mann, der sich Amateur-Astrologe nennt, die Ergebnisse voraussagt und während des Spiels sogar mit einer Klingel vom Spielfeld aus vor Gefahren warnt. Der Mann heißt Wilhelm Ernst Richter. Er stand beim 2:5-Debakel gegen Gladbach hinter dem Kölner Tor und wollte mit einer Glocke warnen: Dreimal läuten bedeutet Gefahr (BILD berichtete darüber). Richter sagt heute über seine vergebliche Warnung: Die Spieler konnten mich nicht hören. Neben mir trompete einer so laut.“ [Wir müssen uns Richter als einen glücklichen Wissenschaftler vorstellen. T.E.] Wolf, Ror: <i>Das nächste Spiel ist immer das schwerste. Gesammelte Fußballprosa in einem Band.</i> Frankfurt/M.: Fischer, 1996. S. 262.</p>

alles.

Andererseits die konsequente Auflösung wissenschaftlicher Legitimation aus dem Geiste der Kritik, oder der Postmoderne, oder der Medientheorie. Wissenschaftliche Wahrheit heißt heute: Unser Uni-Dorf soll www werden. Suhrkamp goes Pop, Dissertation goes Literatur (Theweleits umstrittenes Konvolut *Männerphantasien* wurde schon in den 70ern mit viel Getöse akzeptiert) und Literatur wiederum goes Theorie. René Polleschs [www-slums](#) vermengen Soap-Opera, Soziologie und Alltagsdiskurse, er sampelt den Theorieband *Stadt als Beute* zu einem Theaterstück – so klingen Vorlesungen in dreißig Jahren:

„ROLLI: Da sind Dinge, die denken, und die sind an mir, Displays, die durch meine Haut leuchten. Da sind Dinge, die durch meine Haut leuchten, und ich bin irgendwie das. (...) Ich bin Disco! Da sind all diese Autos, und ich steh da mit einem Körpercomputer, und ich WEISS NICHT, WAS ICH JETZT MACHEN SOLL. – SUSANNE: Du arbeitest an diesem Computer in den hochtechnologischen Bereichen in einem Labor-Hotel. Und überall gibt es da diese Labors, und alle entschlüsseln Gensequenzen, und die Zimmermädchen versuchen die Zimmernummern zu entschlüsseln und ihre verdammte Arbeit zu erledigen, während diese Leute in hochtechnologischen Bereichen an ihren Computer sitzen und Geschichte schreiben. – ROLLI: Menschen im Hotel, die Schafe klonen.“

Thomas Meinecke sampelt in seinen Poststrukturalistische-Theorie-Romanen *Tomboy* (1998) und *Hellblau* (2001) die Gender Studies und die Postkolonialen Theorien: „Die perplexen Soldatentochter im weißen Tenniskleid legte sich, den V-Ausschnitt-Pullover ausgebreitet unter dem Kopf, ins feuchte Laub des Judenwaldes. Ohne ein Wort zu sagen, zog sie ihre Strumpfhose hinunter, auch ihren Slip, die einzigen ihr gehörenden Kleidungsstücke, die sie trug. Die bisexuelle Tennisspielerin hatte ihre Zärtlichkeit zunächst auf die als erogone Zonen bezeichneten Leibesinseln der amerikanischen Deutschen verwendet, nun stieß sie den Fetisch vorsichtig in den Unterleib ihres willfähigen Gegenübers. Der Bauch, die Brüste der Schwangeren schaukelten rhythmisch über der Mulde, dem schlanken, unbefruchteten Leib, den aufgerichteten Brustwarzen der aufreizend geschminkten Vivian. Abweichende Körper. Abschweifende Augen. Was sollte an Homosexualität perverser sein als an Heterosexualität mit Verhütungsmitteln? Wo wäre Daniel Paul Schrebers unbefleckte Empfängnis dichotomisch einzuordnen? Gilt denn der Dildo als Dekonstruktion oder Rekonstruktion des männlichen Kostüms, oder was steckt da nun

Thomas in den Tunneln von Cu-Chi

René Pollesch: *Heidi Hoh arbeitet hier nicht mehr*, S. 41, 44. In: Ders.: [www-slums](#). Reinbek: Rowohlt, 2003.

„Die Erkenntnis des Jahres, Dr. Tränkle,

verdanken wir ganz eindeutig Ihnen: Autofahrer, die sich 'am Lenkrad ausleben wollen', fahren in der Regel schneller, überholen häufiger und halten weniger Abstand als solche, die eher zurückhaltend und vorsichtig durchs Leben fahren. Damit nicht genug: 'Selbstverwirklichung am Lenkrad', so Ihr Fazit, kann bei besagten 'Auslebern' ein 'Gefahrenmoment' sein – besonders, wenn sie 'extrem ausgeprägt' ist!

Das alles haben Sie, Verkehrspsychologe an der Universität Münster, in nur wenigen Forschungsmonaten herausgefunden. Wahnsinn. Da darf man ja hoffen, dass Männer wie Sie eines Tages vielleicht sogar Antworten auf die folgenden, uralten Menschheitsfragen finden: 'Wann kann man besser einschlafen – wenn man putzmunter ist, oder wenn man todmüde ist?' und: 'Können promovierte Psychologen eigentlich bis drei zählen?'

Titanic“

Titanic – Briefe an die Leser. Berlin: Titanic, 1997. S. 83

Thomas Meinecke: *Tomboy.* Roman. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1998., S. 215/216.

eigentlich in mir drin: ein Penis oder der Phallus? Die Erinnerung an den Penis oder die Parodie der Kastration? Hat sich der Judenwald als diskursiver Ort geöffnet? Und was spricht aus Korinna Kohns koitaler Konstruktion: das zweiseitige Zwischenprodukt organischen Penisneids oder des synthetischen Cyborgs sprichwörtliche Eigenständigkeit?“

Was in Pollesch-Analysen als „postdramatisches Theater“ (Hans-Thies Lehmann) bezeichnet wird, bei Meinecke entsprechend als ´postepisches Erzählen` zu bezeichnen wäre – quasi handlungs- und subjektlos, literarisch Theoriediskurse sampelnd –, dies führt zur Frage: Was wären dann ´postwissenschaftliche Texte`? Vielleicht ein Schreiben, das angesiedelt ist zwischen Adornos Essay-Beschreibung, Polleschs und Meineckes Theorie-Literatur, den Übernahmen ausgewählter Momente aktueller Wissenschaftssprache und dem souveränen Spiel mit ihr.

Es werden uns in den nächsten Jahren mehr Abgesänge auf die aktuellen Standards der Wissenschaftssprache, in deren Delegitimationsphase wir uns befinden, erreichen, wie z.B. der von Jürgen Roth und Wolfgang Herrndorf veröffentlichte *Band IX/5 der Gesammelten Werke von Heribert Fassbender* (1998). Seine Reportage vom Spiel *Italien – Deutschland auf der Europameisterschaft 1996* ist komplett transkribiert und mit einem ausschweifenden Fußnotenapparat umgeben: So finden sich zu der schönen Textzeile „Möller. Freund. Strunz.¹⁰⁰ Kein Raumgewinn.¹⁰¹“ die Anmerkungen „¹⁰⁰ Ein mitunter recht unnachgiebig einsteigender Bolzbruder“ (er erhält einige Minuten später einen Platzverweis) sowie die intertextuelle Anmerkung „¹⁰¹ *Varianten*: Das bringt keinen Raumgewinn / Wieder sechs, sieben Stationen ohne Raumgewinn / Kaum Raumgewinn in dieser Szene, vgl. *Fassbender*, p. 17, 41, 45“, ein Verweis, der sich auf das Kompendium *So werde ich Heribert Fassbender. Grund- und Aufbauwortschatz Fußballreportage* von Thomas Gsella, Heribert Lenz und Jürgen Roth (1996) bezieht.

Unter den Talaren / der Muff von 1000 Jahren. Und in ihren Sätzen / nur Fußnotengemetz. Und manchmal auch Binnen-l's, die in phallischer Erscheinung auf die Auflösung phallogozentrischer Strukturen drängen. Solcherlei dialektische Verfahren zu nutzen heißt, sie zunächst durchdacht zu haben. Wenn wissenschaftliches Schreiben also fortbestehen wird, dann als Abbild der Arbeit am Begriff, am Gedanken. Diese aber benötigt heute Räume außerhalb der Fußnotenapparate – Zitatsicherheiten lassen sich ohnehin nicht mehr herstellen. Vielleicht war gar die gesamte Geschichte wissenschaftlicher Texte nur ein Spiel, ein Macht-Fake?

„Wieso beweist der Autor dieses Textes eigentlich, dass er in der Lage ist, eine Zitierweise durchzuhalten? Und wem beweist er das eigentlich?“


Lasst uns ein Spiel spielen: Alle Promovierenden verstecken in ihrem Fußnotenapparat den Satz „Ich geh jetzt erst mal eine Halbe trinken.“ Wetten, dass dies nicht auffällt?

Alle Zitate: Roth/Herrndorf, S. 66.

Harald und Thomas, anstoßend mit Clownsfasern

Der Autor im Kreise seines ehemaligen Kolloquiums, aus dem er wenige Wochen später entfernt wurde (natürlich aus ganz anderen Gründen als dem ungebührlichen Tragen von Clownsfasern im intellektuellen Zusammenhang).

„Ist das noch C1-fähig?“

<p>⁵ SCHWEIGEN</p> <p>droht: Der kanadische Linguist R. J. Hoyle veröffentlichte 1986 den Aufsatz <i>Der Verlust der Sprache als Mittel der Kommunikation</i>. Darin untersuchte er die durchschnittlichen Satz- und Wortlängen britischer und amerikanischer Redner vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Wenn man die daraus abgeleiteten Graphen in die Zukunft verlängert, scheint es unumstößlich, dass um das Jahr 2150 unsere Sätze keine Worte, und um 2450 unsere Worte keine Buchstaben mehr haben werden. Auch wenn dieser Zustand schon heute von zahlreichen Artikeln und Diskussionsbeiträgen antizipiert wird – la science pour la science –, so bleibt doch wünschenswert der Versuch, mögliche Sprech- und Schreibweisen, in einem durch Selbstreflexion und die kritische Auseinandersetzung mit Fachgeschichte, kultureller Geschichte, Sprachgeschichte und politisch-ökonomischen Verhältnissen geschaffenen Raum. Dazu gehört auch der Mut, mit den üblichen Erwartungen des Betriebs zu brechen. So möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich Dank sagen an Uwe Alfs, Natalie Bloch, Marrit Van Coillie, Andreas Ernst, Andres Friedrichsmeier, Carina López-Uribe, Thomas Meinecke, Tatjana Mühlbach, Alexandra Rau, Jürgen Roth und Niels Seibert, ohne deren Gedanken, Materialien, Mithilfe und Korrekturen dieser Vortrag nicht hätte entstehen können. Wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch Menschen. Wo die Sprache nicht über sich selbst hinausweist, kann die mit ihrer Hilfe verkündete Theorie auch nicht über die bestehende Gesellschaft hinausweisen und bewahrt diese. Es gilt also, eine eigene Sprache zu finden, jenseits der Fußnotenmassaker des Betriebs. Und damit hüllt das Ende dieses Textes in Schweigen sich.</p>	<p>Regel 5: Zeige, dass du so was wie eine eigene Meinung hast (denke dabei allerdings auch an deine letzten vergeblichen Bewerbungsgespräche).</p> <div data-bbox="1034 524 1404 831" style="border: 1px solid black; padding: 5px;"> <p>Grafik der genannten Untersuchung</p>  </div> <p>Vgl. bitte, bitte auch: Henschel, Gerhard: <i>Die wirrsten Grafiken der Welt</i>. Hamburg: Hoffmann & Campe, 2003.</p> <p>Gespriesen sei auch Sven Glückspilz für seinen Text <i>Liebe¹, Unglückliche², ich³ glaube⁴, ihr⁵ habt⁶ das⁷ Kind⁸ mit⁹ dem¹⁰ Bade¹¹ ausgeschüttet^{12,13}</i> aus der <i>Interim 439/1997!</i></p> <p>Dieser Text wurde gesponsert (wieso eigentlich nicht ...sponsort?) von http://www.boeckler.de http://www.thomasernst.net</p> <p><i>„Ist das schon Arbeitslosigkeit?“</i></p>
---	--

[Dieser Text wurde veröffentlicht in:

- Thomas Ernst/Bettina Bock von Wülfringen/Stefan Borrmann/Christian P. Gudehus (Hg.): *Wissenschaft und Macht*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2004. ISBN 3-89691-581-9. S. 65-76.

Die vorliegende Version bildet nur unzureichend die eigentliche Buchversion ab, zumal - aus rechtlichen Gründen - auf die Bebilderung verzichtet werden musste.]